

„Nur sechs Prozent schaffen es in die Show“

Im Mutterland des Baseball muß der deutsche Nationalspieler Michael Franke wieder ganz unten anfangen / Von Jürgen Kalwa

Aller Anfang ist leicht. Man müßte einfach nur noch einmal zwanzig sein – und sich mit froher Erwartung, ehrlichen Illusionen und frischer Energie in etwas ganz Neues stürzen können. Zum Beispiel in etwas, wovon viele träumen: Sportler zu werden, als Beruf. Das scheint simpel, wenn man nur genug Talent für eine Bewegungsdisziplin mitbringt und die Bereitschaft für ein Leben als Wettkampf. Doch auch dieser Beruf will erlernt, er kämpft, erlitten sein. Fünf Lehrlinge des Sports haben wir während ihres ersten Berufsjahres beobachtet und befragt – um das Protokoll einer Profi-Werdung zu schreiben. Der fünfte Kandidat in dieser Reihe ist der Baseballspieler Michael „Mitch“ Franke.

Es ist kein angenehmes Gefühl, morgens im Sommer in einer Stadt aufzuwachen, in der Klimaanlage in jeder Lebenslage durchschönen. Schon gar nicht, wenn man Berufssportler ist und weiß, daß das Thermometer in wenigen Stunden da draußen auf dem Trainingsplatz unbarmherzig auf über 40 Grad Celsius klettern wird, daß die Sonne, die an einem wolkenlosen Himmel hängt, zusammen mit dem Wind die Luft in einen Brutkasten verwandelt wird und daß Linderung so fern scheint wie die Heimat. Kein Wunder, daß der junge Baseballspieler müde klingt und desinteressiert, als er in seinem Motelzimmer das Telefon abnimmt. Er hat an diesem Tag bereits eine lange Trainingseinheit in der Hitze hinter sich und wehrt den Anrufer ab: „Da müssen Sie meinen Manager fragen“, sagt Michael Franke in den Hörer und legt auf. Normalerweise würde einem 19jährigen Athleten, der kurz zuvor einen Profivertrag unterschrieben hat, eine solche Reaktion als naßbörstig ausgelegt. Aber Franke, den alle Welt mit seinem amerikanischen Vornamen „Mitch“ anspricht, irritiert es nicht, wenn ihn jemand falsch versteht. Er ist nach Arizona geflogen, um sich als erster deutscher Baseballprofi in den Vereinigten Staaten durchzusetzen. Und dazu gehört eine Menge Talent, sehr viel Einsatzwillen, ein gewisses Durchsetzungsvermögen, ein dickes Fell – und ein Manager.

Der heißt George Pascal, sitzt im hessischen Kuroer Bad Nauheim und tut sein Bestes, um seinem Zögling einerseits den schwierigen Übergang in die rauen amerikanischen Verhältnisse zu erleichtern und ihn andererseits in dessen Heimatland als Botschafter einer exotischen Sportart ins Gespräch zu bringen. Er hat ihm einen Werbevertrag mit einem Sportanbieter besorgt und pflegt die Internet-Seite www.mitchfranke.de. Das klingt leichter, als es ist. Termine wollen koordiniert werden. Und das mit einem Ort, der in einer acht Stunden entfernten Zeitzone liegt. Pascal, der als gebürtiger New Yorker das amerikanische Profifachgeschäft kennt, hat keinen leichten Job. „Der Weg in die Spitze ist sehr hart umkämpft. Und

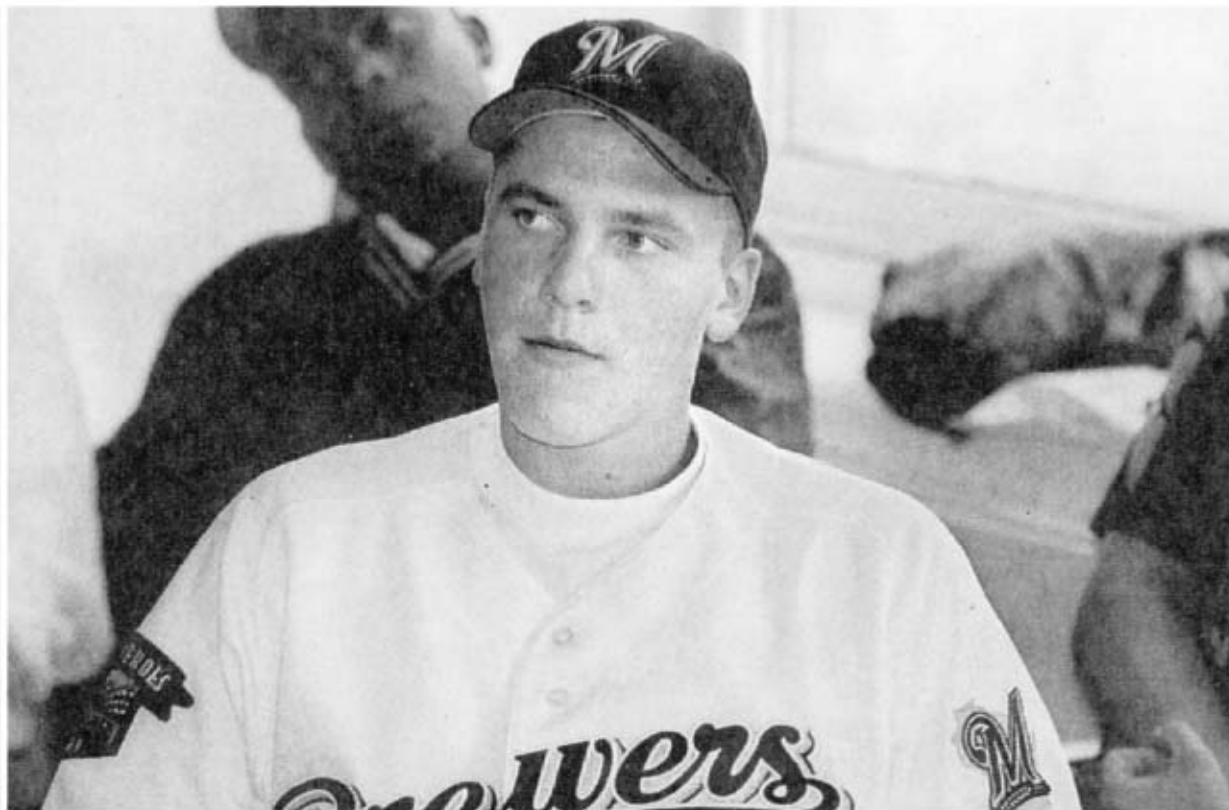
viele Spieler sind bereit, alles zu tun, um es zu schaffen.“

In diesem Wettbewerb reicht es für die junge Baseball-Hoffnung aus Strausberg in Brandenburg nicht, auf dem Spielfeld alles für das eigene Team zu tun. Er muß in der Hitze von Phoenix ein gewisses Maß an Coolness zeigen. „Der Mannschaftsgeist hört oft gleich nach dem Spiel auf“, sagt Pascal. „Der Ersatzmann wartet auf seine Chance und freut sich, wenn es bei dir nicht gerade so gut läuft.“ Daß es keine einfache Reise werden würde, hat Mitch Franke vermutlich geahnt. Und wenn nicht, dann hat er es schnell begriffen.

Als er im April mit zwei großen Taschen am Sky Harbor International Airport ankam, stand keine große Empfangsdelegation bereit. Er mußte sich zusammen mit einem Mitspieler in einem kleinen Motelzimmer einrichten, das 45 Minuten vom Trainingsplatz entfernt liegt – und zwar ohne eigenes Auto und ohne viel Geld. „Hier bin ich nichts“, lautete die erste resignierende Feststellung nach ein paar Wochen, in denen eine Menge passiert war. Zwar hatte er auch die schicke Reise nach Wisconsin erlebt, wo der vielgliedrige Klub namens Milwaukee Brewers seinen Sitz hat und er während eines Spiels der Stars in der Live-Übertragung interviewt wurde. Aber nach seiner Rückkehr in den schmucklosen Kader-Alltag in Phoenix hatte ihn zuerst der Wurfarm im Stütz gelassen – der gefürchtete „Tennisarm“. Dann war ihm beim Fangen der harte Ball gegen den Daumen gesprungen. Er saß wochenlang verletzt auf der Bank. Nah genug dran und doch so weit weg von einem Stammspieler im Team, ohne den es keine Chance auf den langen Weg durch das System der Farm-Teams und Nachwuchsmannschaften nach oben gibt.

Fünf bis sechs Jahre, so rechnen selbst wohlwollende Kenner des Geschäfts, braucht jemand wie Michael Franke, um die vielen Klippen bis ins Oberhaus zu überwinden, das bei den strebsamen Neuprofis und alten geldgierigen Reservisten „die Show“ genannt wird. Statistisch gesehen sind die Aussichten gering, sich durchzusetzen und die kilometerlangen Busfahrten von einem Billig-Hotel zum anderen und die sommerliche innere Einsamkeit zu ertragen. „Sechs Prozent schaffen es“, sagt Mitch und klingt wie ein Mann, der keinen Zweifel hat, daß er dazugehört wird.

Was er mitbringt – einen 85 Kilogramm schweren und 1,86 Meter großen, muskulösen Körper und die seltene Fähigkeit, die Holzkeule sowohl mit rechts als auch mit links zu schwingen – wird allein nicht ausreichen. Selbst das große Bewegungstalent Michael Jordan mußte sich bei seiner ersten Basketball-Station mit einer Nebenrolle in einem Provinzteam in Alabama begnügen – zwei Spielklassen unter der sogenannten Major League. Und bis zu diesem Niveau – dem gehobenen Regionalstandard, bei dem sich abends ein paar tausend Zuschauer auf den Rängen verlieren – ist es für Mitch Franke noch ein weiter Weg. Denn die freundlichen Leute aus der Ausbildungsabteilung der Brewers haben ihn nach einem ersten ernsthaften Probevertrag erst einmal in die unterste Kategorie eingestuft – in die Rookie League von Arizona.



Der Teamgeist endet meist mit dem Spiel: Mitch Franke muß Geduld, Durchsetzungsvermögen und ein dickes Fell mitbringen, um sich in Amerika durchzusetzen.

Was in Strausberg zu einem Stammspieler bei den „Sun Warriors“ reichte und zur Berufung in die deutsche Nationalmannschaft, ist im Mutterland des Sports nur ein müdes Lächeln wert. Der ehemalige Profi Carlos Lezcano, der die Rockies der Brewers in Phoenix mit einer Mischung aus lateinamerikanischer Ungejährt und väterlicher Strenge betreut, ist gewiß kein Unmensch. Aber auch kein Nachfahre von Pustolozzi. „Er hat noch viel zu lernen“, sagt er nach einem 25minütigen Übungsprogramm im Maryvale Baseball Park von Phoenix und macht dabei eine Handbewegung, die unterschiedliche Interpretationen zuläßt. Auf die meisten wirkt sie wie ein „na, ja“. Das Problem ist simpel: Es ist die Geschwindigkeit, auf die schon die jungen amerikanischen Pitcher die Kugel beschleunigen, die sie Richtung Franke werfen, wenn er am Schlag steht. „In Deutschland schaffen sie vielleicht 130 Stundenkilometer“, sagt Mitch, „hier sind es mehr als 150 Stundenkilometer.“ Ganz zu schweigen von den Bananenbällen, die mit Effort angesetzt kommen und die man je nach Flugkurve Curveball, Slider oder Change-Up nennt. Die zu treffen, ist eine Kunst für sich. Und diese Kunst zu erlernen, braucht Geduld und

Zeit. Immerhin hat er währenddessen an seiner Rolle im Feld als dritter Baseman gearbeitet. In dieser Hinsicht ist Lezcano nach den ersten paar Monaten durchaus zufrieden: „Er hat sich stark verbessert.“ Das Leben in der Gruppe ist anstrengend. Zumal man hier von einer Mehrheit von Spielern aus Lateinamerika umgeben ist, die kaum Englisch sprechen und ein paar Besonderheiten pflegen. „Sie versuchen immer zu beschreiben, wollen sich nicht anstrengen und sind eher weich“, sagt Franke, der mehr mit den typischen deutschen Tugenden gesegnet ist. Sein Englisch ist alltagstauglich und reicht durchaus weiter, als sich abends in dem Fast-Food-Restaurant neben dem Motel einen Hamburger zu bestellen. Aber seine Bedürfnisse nach etwas tiefergehenden Gesprächen lassen sich in dieser Sprache nicht befriedigen. „Du mußt viel überlegen und im Kopf übersetzen.“ Und wenn er mal mit seinem Trainer ins Detail gehen möchte, fehlen meistens die passenden Wörter. „Es ist schwierig, dem Coach etwas zu erklären.“

Und nicht nur das. Manchmal verstärkt die zitierte Sprachlosigkeit das Gefühl des Alleinseins. „Dann kannst du mit keinem darüber reden. Und das geht dir auf den Senkel.“ Sogar macht müde. Ge-

nau so wie der Rhythmus aus fünf Stunden Schlaf in der Nacht, dem Aufstehen um fünf Uhr morgens und der Hitze, die einem mit einer unausweichlichen Beharrlichkeit in die Knochen kriecht. Die einzige geistige Ablenkung ist sein Drang zu schreiben. Er habe „alle schlechten und guten Dinge zu Papier gebracht“. Was besser ist, als alles in sich reinzufressen und davon zu träumen, daß sein Vater oder sein Strausberger Trainer ihn besucht. Man muß sehr stark motiviert sein, um das alles zu verdauen. Zumal die Bezahlung, abgesehen von dem Handgeld bei der Vertragsunterzeichnung, eher spärlich ist. 850 Dollar bekommt er jeden Monat in Phoenix und muß davon noch 200 für die Unterkunft bezahlen. Da ist es gut, wenn einer sagen kann: „Ich hätte es auch gemacht, wenn ich kein Geld dafür bekommen hätte.“

Im Herbst ist er zurück nach Deutschland geflogen, nachdem er sich noch einmal richtig zusammengerissen und „gut schlagen“ hatte. Sein bester Freund im Team wird im nächsten Jahr gleich ein paar Leistungsklassen aufrücken. Für ihn selbst steht die Zukunft noch in den Sternen. Die Reaktion der amerikanischen Medien auf ihn hat ihn innerlich aufgeplumpt. Seine Mitspieler hatten anfänglich ge-

dacht, „Ich bin wie ein Dominikaner, eine ohne Existenz“, und daß „die Deutschen im Sumpf leben“. Nun konnten sie sogar in ihren eigenen Zeitungen lesen, daß er etwas Besonderes ist.

Die Rückkehr nach Strausberg im Herbst hielt jedoch auch eine unangenehme Überraschung bereit. Dort, wo man ihn bereits als Erfolgsmenschen gefeiert hatte, betrachtet man ihn neugierig mit einer ungewohnten Reserviertheit. Nach einem ersten „Na, Alter, wie geht's?“ stufen ihn manche Schulfreunde als arrogant ein. Der Sommer in der Fremde hat den Mitch, den sie kannten, ganz offensichtlich verändert. Während sie, die Dabeimgebliebenen, an alten Bildern festgehalten haben. „Die können das gar nicht nachvollziehen, was man erlebt“, sagt Franke und weiß, daß ihn auch das nicht bremsen wird. Im nächsten Jahr geht es weiter. Egal, wohin ihn die Brewers schicken. Das Motto und die Richtung stehen schon fest: „Ich will angreifen“, sagt Mitch Franke. Alles andere ist nicht so wichtig.

Bisher erschienen: (1) Kim Raskin: „Die Formel 1 ist nicht für Sängerinnen“ (21. November), (2) Robert Barlow: „Der ehemalige Goldschürter legt jetzt Klammern“ (29. November), (3) Arsy Radzick: „Jockey, Popper, Rivale – vom Busch zur Bühne“ (4. Dezember), (4) George Klee: „Jünglinge und Figuren, das ist mein Ding“ (13. Dezember).